Zeitschrift: Zeitschrift für pädagogische Historiographie

Herausgeber: Pädagogische Hochschule Zürich

Band: 11 (2005)

Heft: 1

Artikel: Internationalisierung als Ursache der Nationalisierung im amerikanischen Gelehrtentum : die Paradoxie der Akademikermobilität im 19. Jahrhundert

Autor: Nelson, Adam R.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-901834

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Internationalisierung als Ursache der Nationalisierung im amerikanischen Gelehrtentum

Die Paradoxien der Akademikermobilität im 19. Jahrhundert[1]

(Red.) Studien- oder Forschungsjahre im Ausland, vorwiegend in den USA, sind in den letzten Jahrzehnten zur *conditio sine qua non* akademischer Karrieren geworden. Weit zögerlicher verhielt sich diesbezüglich die Erziehungswissenschaft, der deswegen auch vorgeworfen wurde, sie entwickle ihre Argumente noch immer in den mentalen Strukturen des 19. Jahrhunderts – und diesem Nationalismus sei durch Auslandaufenthalte zu begegnen. Die Forderung nach Auslandaufenthalten ist allerdings nicht eine Erfindung des ausgehenden 20. Jahrhunderts, sondern wurde, wie der folgende Artikel anhand der Forschungsreisen amerikanischer Gelehrter nachweist, bereits im 19. Jahrhundert erhoben und umgesetzt. Dass sich mit diesen Reisen nicht zwangsläufig eine Internationalisierung der Diskussion entwickelte und auch nicht entwickeln muss, zeigt der nachfolgende Themenbeitrag.

■ Adam R. Nelson

Jedes Jahr verlassen Tausende amerikanischer Studenten die USA, um an Colleges und Universitäten in aller Welt zu studieren. Der in New York stationierte *Council on International Educational Exchange* verzeichnet Hunderte von Mobilitätsprogrammen in allen erdenklichen Ländern von Österreich bis Sambia, und viele Colleges organisieren eigene Austauschprogramme. Worin besteht nun aber der pädagogische Zweck solcher Programme und was lernen die Studierenden wirklich während ihrer Auslandaufenthalte? Im Februar 2002 brachte die Satirezeitschrift *The Onion* den zweifelhaften Ruf vieler dieser Programme mit der Titelschlagzeile «Semester Abroad Spent Drinking With Other American Students» auf den Punkt. Im anschliessenden Artikel folgte ein ironisches Portrait eines fiktiven Jon Blevins, Student der Indiana Universität, der in Sevilla studiert und alles unternimmt, um ja nicht Spanisch sprechen zu müssen, der ausschliesslich mit anderen Amerikanern Umgang pflegt und von der vibrierenden andalusischen Kultur, die ihn umgibt, keinerlei Notiz nimmt. «Sure it's weird taking classes from someone who barely speaks English», bekennt Blevins am Ende der Geschichte. «But I've had some really unique experiences. I'll never forget it» (The Onion 2002, S. 11).

Die Komik dieses Artikels basiert zumindest teilweise auf dem ironischen Kontrast zur herkömmlichen – und auch idealistischen – Auffassung, wonach Auslandstudienprogramme amerikanische Studierende wenn immer möglich dazu ermuntern sollten, mehr über *andere* Kulturen zu erfahren, sich in *fremden* Sprachen auszudrücken und die Welt, wenigstens zeitweilig, mit *fremden* Augen anzusehen. Aber wie der Historiker Carl Diehl in seinem Buch *Americans and German Scholarship, 1770–1870* (1978) feststellte, reicht die fehlende Bereitschaft – oder möglicherweise die Unfähigkeit – amerikanischer Studenten, sich über ihre Gastländer kundig zu machen, weit in die Vergangenheit zurück. Diehl beschreibt ganze «Amerikanerkolonien» an den Universitäten von Berlin und Göttingen in den 1840er-, 1850er- und 1860er-Jahren und legt dar, dass es für diese Amerikaner angesichts der Tatsache, dass so viele ihrer Landsleute an diesen Hochschulen immatrikuliert waren, unmöglich war, in die deutsche akademische Kultur einzutauchen. Da sie sich nicht von der amerikanischen Sichtweise zu lösen vermochten, waren sie auch nie wirklich im Stande, die deutsche Universität mit *deutschen* Augen zu betrachten. «The anxieties which the first generation of Americans experienced in the German universities completely prevented their lear-

ning what they had ostensibly set out to learn. ... No matter how much they understood or admired the German scholars or the authentic knowledge which the German scholarship gained, the Americans could not accept or assimilate this kind of scholarship or academic system» (Diehl 1978, S. 149).

Zur Illustration schildert Diehl die Auslanderfahrungen von William Dwight Whitney, eines Absolventen des Williams College, der im Sommer 1850 nach Deutschland kam. Als ernsthafter Student immatrikulierte er sich an der Universität Berlin für das Studium der Philologie, das heisst der historisch-vergleichenden Analyse alter und neuer Sprachen. Whitney, der darauf brannte, bei so berühmten Gelehrten wie Franz Bopp und Albrecht Weber zu studieren, klagte oft über die grosse Zahl amerikanischer Bekannter, die er in der Stadt hatte. «We must of course be very social and friendly with one another ... and we go sightseeing with one another and take tea at one another's rooms so often that all the time that one can possibly spare for such things is quite used up and none is left to cultivate German acquaintances. The consequence is that I have hardly heard a word of German since I came to the country» (ebd., S. 129f.). Das Bemerkenswerteste an Whitney war jedoch die Tatsache, dass er zwar bald Kontakte mit Deutschen pflegte und sich dadurch deutsche Gelehrtenmentalität zu eigen machte, sich aber gleichzeitig einen ausgeprägten Sinn für seine eigene amerikanische Eigenart bewahrte. Tatsächlich legte er grossen Wert darauf, dass seine Identität als Amerikaner während all seinen Studienjahren im Ausland unverändert (oder sogar unwandelbar) blieb, obwohl seine Studien doch das Eintauchen in «fremde» Sprachen und Zivilisationen zum Inhalt hatten.

Die Erfahrungen Whitneys und anderer Akademiker, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Ausland studierten, werfen wichtige Fragen auf bezüglich des Zweckes internationalen Akademikeraustauschs, nicht nur im vorletzten Jahrhundert, sondern ganz allgemein. Warum wurde beispielsweise der gelehrte Umgang zwischen «amerikanischen» und «deutschen» Akademikern so oft weniger in *internationalen* oder *transnationalen* als in explizit *nationalen* Begriffen konzipiert?[2] Warum waren für Whitney und andere Vertreter seiner Generation ihre Identifikation als «Amerikaner» während ihrer Auslandaufenthalte so wichtig und warum waren sie nach ihrer Rückkehr in die USA so erpicht darauf, ihrem Gelehrtentum explizit nationale Bedeutung zuzuschreiben? Und am verwirrendsten vielleicht die Frage: Warum sind Historiker des 20. Jahrhunderts, die die akademischen Auslanderfahrungen von Amerikanern untersuchten, überwiegend zum Schluss gekommen, dass der Gelehrtenaustausch im 19. Jahrhundert kaum je zu einem wirklichen, wahrhaft nationenübergreifenden Verständnis führte oder dass ein solches sogar unmöglich war? Ein genauer Blick auf die Erfahrungen von William Dwight Whitney und anderen im Ausland studierenden Akademikern fördert eine Gruppe von Intellektuellen zu Tage, die zwar grossen Wert auf ihre amerikanische Identität legten, sich gleichzeitig aber damit brüsteten, dass sie als Gelehrte (oder im Falle Whitneys als Sprachwissenschafter) im Stande seien, die Welt von *anderen* Standpunkten aus zu betrachten, sich *andere* kulturelle Perspektiven anzueignen und sich dabei trotzdem dauernd bewusst zu bleiben, dass die von ihnen untersuchten Ideen und Kulturen ihren eigenen im Grunde fremd seien. Diese Untersuchung will aufzeigen, wie Whitney und seine Generation sich zunächst einer internationalen akademischen Ausbildung unterzogen, später aber dazu kamen, die Nationalität als unverzichtbares Element der Arbeit jedes Gelehrten zu begreifen.

Während mehreren Jahrzehnten versuchten Historiker, die sich mit der Hochschulbildung in den USA befassten, zu erklären, was Amerikaner, die im 19. Jahrhundert an deutschen Universitäten studierten, eigentlich im Ausland lernten – oder ob sie wirklich das lernten, was ihnen ihre deutschen Mentoren beizubringen versuchten. Obwohl die Hinweise auf den «deutschen Einfluss» auf die Entwicklung der amerikanischen Forschungsuniversität in historischen Darstellungen allgegenwärtig sind, zeigt ein genaueres Studium der Literatur auch überraschend viel Skepsis bezüglich des Ausmasses, in dem amerikanische Studierende die tieferen Bedeutungen oder Implikationen des deutschen Gelehrtentums, mit dem sie in Berührung kamen, wirklich *verstanden* hatten. In der überwiegenden Zahl der Fälle sind die Historiker zum Schluss gekommen, dass die jungen amerikanischen Studenten nur das aufgenommen hätten, was mit einem *amerikanischen* nationalen Kontext kompatibel gewesen sei; alles andere hätten sie nicht wahrgenommen. Auf der Basis strenger – und in vielen Fällen unüberwindlicher – Unterscheidungen zwischen «deutschen» und «amerikanischen» akademischen Werten haben Historiker mit Nachdruck auf einen meist als *Modifikation,* zuweilen aber auch als *Verzerrung* wahrgenommenen nationalen Anpassungsprozess hingewiesen, mittels dessen «deutsche» in «amerikanische» Ideen umgewandelt worden seien, damit sie die lange Reise über den Atlantik überhaupt überleben konnten.[3]

Aufgrund dieser historiographischen Tradition müsste man folgern, dass «Ideen eine Nationalität besitzen», dass die akademische Kultur unweigerlich die sie umgebende nationale Kultur widerspiegelt und dass die Geschichte der modernen Forschungsuniversität in Europa wie in Amerika notwendigerweise eine Geschichte der nationalen Loyalität und des Dienstes an der Nation ist. Im Gegensatz zur Charakterisierung der modernen Universität als politisch unparteilich, kulturell neutral oder intellektuell kosmopolitisch ausgerichtet vermittelt uns die Geschichtsschreibung das Bild einer nationalen Institution, die als solche nationale Tendenzen, Ziele und Zwecke verfolgt. Praktisch jede Geschichte

der amerikanischen Hochschulbildung im 19. Jahrhundert beginnt mit der wichtigen Rolle des internationalen Akademikeraustausches und endet mit der Konsolidierung einer einzigartigen «amerikanischen» Identität für die Gelehrtenwelt. Und natürlich erfahren wir, dass die «amerikanische» Universität nur den liberalsten, demokratischsten und aufgeklärtesten Interessen diente (im Gegensatz zu den deutschen, britischen oder französischen Universitäten, je nach der ins Auge gefassten Epoche). So werden scheinbar «deutsche» Konzepte wie die «Lehrfreiheit» und die «Lernfreiheit» als mit den geistigen Grundsätzen der amerikanischen Revolution so wesensverwandt und kompatibel gedeutet, dass sie offenbar gar nie ausschliesslich oder a priori «deutsch» waren.

Was diese historiographische Tradition ironisch macht, ist die Tatsache, dass ihre Vermischung der amerikanischen Forschungsuniversität mit einem liberalen demokratischen Gelehrtenideal eine nahezu identische Vermischung wiederholt, wie sie für die deutsche Forschungsuniversität charakterisch war, welche die Amerikaner in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts besuchten – eben jene Universitäten, von denen viele Historiker behaupteten, dass die amerikanischen Studenten sie nicht verstanden oder nicht verstehen konnten. Historiker, die beobachteten, wie deutsche Universitäten auf die eine oder die andere Weise romantische Ansprüche auf transzendentales Wissen erhoben, bezeichneten solche Ambitionen kurzerhand als nationalistisch; aber nur selten wurde diese Kritik gegen amerikanische Gelehrte vorgebracht, die im selben Bereich die selben Ansprüche erhoben. Als zum Beispiel Thomas Jefferson 1825 die Universität Virginia eröffnete und im gleichen Atemzug die «akademische Freiheit» und den «Dienst an der Nation» feierlich beschwor, bediente er sich derselben Rhetorik wie seine damaligen deutschen Pendants (für die vielfach Jefferson selber das Ideal republikanischer Führerschaft verkörperte). Als Jefferson aber für die personelle Ausstattung seiner neuen Institution eine Fakultät von «Ausländern» rekrutierte – entgegen dem Rat seines Kollegen John Adams, der befürchtete, dass Europäer die amerikanische Jugend verderben würden –, inszenierten die Studenten der Universität einen Aufstand, um gegen eine Gruppe von «Aussenseitern» zu protestieren, die angeblich andere Interessen als sie selber verfolgten.[4] Warum kam es im amerikanischen Gelehrtentum im frühen 19. Jahrhundert zu diesen Spannungen zwischen Nationalismus und Internationalismus?

Zum Thema Nationalismus sind in den vergangenen Jahrzehnten natürlich zahlreiche wissenschaftliche Abhandlungen verfasst worden. Historiker haben interessante Tatsachen ans Licht gebracht bezüglich der spezifischen Arten, wie sich nationalistische Ideologien im Zuge der zunehmenden kommerziellen und politischen Wechselbeziehungen im 16., 17. und 18. Jahrhundert herausbildeten und im imperialistischen Kontext des 19. Jahrhunderts mehr und mehr virulent wurden. In seinem Buch *Imagined Communities: Reflections on the Origins and Spread of Nationalism* (1983) zeigte Benedict Anderson, wie Einzelpersonen und Institutionen – absichtlich oder unabsichtlich – verschiedenen Gruppen in aller Welt neue Methoden der nationalen Identitätsbildung vermittelten, und verwies unter Bezugnahme auf die Werke von Hugh Seton-Watson und Eric Hobsbawm auf die Rolle, welche die Bildungseinrichtungen in diesem Prozess spielten: «The progress of schools and universities measures that of nationalism just as schools and especially universities became its most conscious champions» (Hobsbawm 1964, S. 166).[5] In einer Fussnote fügte Anderson jedoch – ohne nähere Erläuterung – bei: «Academic institutions were insignificant to the American nationalism» (Anderson 1983, S. 71).[6]

Wie war es denn möglich, dass Universitäten überall sonst auf der Welt bewusste Verfechter – «conscious champions» – des Nationalismus waren, nur nicht in Amerika? Eine solche Argumentation irritiert, aber sie ist eigentlich nicht selten. Die Vorstellung einer nicht-nationalistischen Akademie durchzieht die ganze Geschichtsschreibung der Hochschulbildung in den USA, nicht nur wenn es um die Entwicklung der amerikanischen Universität im 19. Jahrhundert geht, sondern auch in Darstellungen der späteren Entwicklung im 20. Jahrhundert.[7] Indem sie die amerikanische Universität als «national», aber nicht «nationalistisch» charakterisierten, versuchten Historiker zu erklären, warum akademische Ideen, die für das Aufkommen imperialistischer und antidemokratischer Ideologien an europäischen Forschungsuniversitäten so entscheidend waren, in den USA (angeblich) nicht zu denselben Ergebnissen führten. Gestützt auf diese Annahme kamen die meisten Historiker zum Schluss, dass Amerikaner, die in Deutschland studierten, die nationalistischen Implikationen des Gelehrtentums, dem sie begegneten, nicht nur nicht akzeptierten, sondern auch gar nicht verstanden. Im Bestreben zu verleugnen, dass amerikanische Gelehrte den Nationalismus im Ausland erlernt hätten, haben viele Historiker die Ansicht vertreten, dass die Amerikaner im 19. Jahrhundert in Deutschland intellektuelle Augenklappen und ideologische Ohrstöpsel getragen hätten, die sie vor «illiberalen» und sonstwie «unamerikanischen» Ideen während ihrer Studien in Berlin, Göttingen, Tübingen, Heidelberg, Leipzig, Bonn, Halle oder irgend einer anderen deutschen Universität geschützt hätten.

Auf Bildungspersonen, die der Meinung sind, dass Auslandstudien bei den Studierenden ein vertieftes Verständnis anderer Kulturen fördern können, dürfte eine solche Interpretation, die die Möglichkeit einer echten kulturenübergreifenden Verständigung gelinde ausgedrückt in Zweifel zieht, verstörend wirken. Statt nachdrücklich auf die Möglichkeit einer gegenseitigen Kohärenz (wenn auch nicht unbedingt Kompatibilität) zwischen deutschen und amerikanischen Ideen hinzuweisen,

haben die meisten Historiker einen tiefen epistemologischen Graben zwischen «deutschem» und «amerikanischem» Gedankengut postuliert. Der Vorstellung einer nationalen Dichotomie begegnen wir zum Beispiel im Titel des frühen Buches von Charles F. Thwing *The American and the German University: One Hundred Years of History* (1928). Mehr als seine Nachfolger billigte er den Amerikanern Verständnis für die «teutonische» Kultur zu, fügte aber hinzu: «What was desired and attempted, and also what was achieved, was the adoption of those elements of the German university which were, and are, worthiest, and which were adapted to the scholastic and other conditions of the new world.» Von den Amerikanern sagte er «[they] tasted, without drinking deep, of the waters of the Teutonic fount.» Somit gelang es Thwing zufolge den beeindruckbaren Amerikanern, Untugenden der deutschen Universitäten wie «over-intellectualism», «undue specialization» und «national chauvinism» zu vermeiden. An anderer Stelle in seinem Buch behauptete Thwing jedoch, was die Amerikaner *vor allem* an deutschen Universitäten gelernt hätten, sei «[the spirit] of devotion to scholarly duty, of confidence in the truth, of bravery before dire perils, of love for the ‹Fatherland› unto the price of uttermost sacrifice» gewesen (Thwing 1928, S. 45, S. 109, S. 159).[8] Was sie lernten, war mit anderen Worten Nationalismus, wobei aus Thwings Interpretation unschwer das Echo des ersten Weltkriegs herauszuhören ist.

Thwing staffierte seinen Text mit grandiosen Vergleichen zwischen dem deutschen, amerikanischen, französischen und britischen «Nationalcharakter» aus. «The French, as a people, are aesthetic and artistic. The Americans are not. The Germans are not. ... American students, therefore, turned away from a nation thus gifted and turned toward the universities of a nation more akin to their own likings and lacks» (ebd., S. 69). Für Thwing lag der Reiz der deutschen Universitäten hauptsächlich in ihrer angeblich stärker wissenschaftlichen und «praktischen» Ausrichtung (im Gegensatz zur eher literarischen Tendenz der französischen und britischen Universitäten) begründet, und diese Ansicht hatte eine nachhaltige Wirkung. Das Bild der deutschen Universität als einer im frühen 19. Jahrhundert zur angewandten Forschung tendierenden Institution herrschte in der Geschichtsschreibung während Jahrzehnten vor. So erschien zwei Jahre, nachdem Thwings Buch herausgekommen war, Abraham Flexners Werk *Universities: American, English, German* (1930), in dem die Meinung geäussert wurde, dass die deutschen Universitäten den amerikanischen Hochschulen in der praktischen Forschung zur Abdeckung nationaler Bedürfnisse, zum Beispiel in der Medizin und in den Naturwissenschaften, weit voraus seien: «Long ago Germany learned that industry needs universities, not merely because the universities train chemists and physicists for their research laboratories, but because universities train intelligence, capable of being applied in any field whatsoever. That lesson the American university has yet to master» (Flexner 1930/1967, S. 165). Diese Aussage überrascht allerdings einigermassen wegen der einschränkenden Bemerkung, mit der Flexner sein Buch eröffnete und mit der er die Zweckmässigkeit nationaler Vergleiche in Zweifel zog: «Every age, every country, has its unique concrete needs and purposes. For that reason, there can be no uniform university type, persisting through the ages, transferable from one country to another» (ebd., S. 50).[9]

In den 1940er- und 1950er-Jahren trat in der Beurteilung der Frage, was die Amerikaner im 19. Jahrhundert an deutschen Universitäten effektiv gelernt hätten, eine radikale Wende ein. Dass es die in Deutschland studierenden amerikanischen Akademiker angeblich versäumt hätten, deutsches Gedankengut zu «assimilieren», wurde nach dem Zweiten Weltkrieg eher positiv als negativ bewertet. Ein Fokus auf die praktische oder angewandte Forschung blieb zwar bestehen, doch wurde er um eine angelsächsische kulturelle Dimension sowie eine stärker utilitaristisch ausgerichtete philosophische Basis erweitert. Mit anderen Worten, die «amerikanische» Universität wurde eher als «britische» denn als «deutsche» Institution dargestellt. Oder wie es Richard Hofstadter und Walter Metzger in ihrem epochemachenden Werk *The Development of Academic Freedom in the United States* (1955) ausdrückten: «America took from German sources only that which fitted her needs, only that which was in harmony with her history» (Hofstadter/Metzger 1955, S. 367).[10] Diesen Autoren war es wichtig, festzuhalten, dass Amerikaner, die im 19. Jahrhundert in Deutschland studiert hatten, dadurch keine «Deutschen» geworden waren. Sie hatten keine «deutschen» Werte übernommen oder akzeptiert. Als echte Amerikaner waren sie effektiv gar nicht in der Lage gewesen, Gedanken oder Institutionen zu *verstehen,* die in Amerika nicht benötigt wurden oder die mit der Kultur, der Politik und dem Denken Amerikas nicht im Einklang standen. Stattdessen übersetzten nach Hofstadter und Metzger Amerikaner, die an deutschen Universitäten studierten, ihre «fremden» Erfahrungen automatisch in ein weitgehend amerikanisch geprägtes, liberales, demokratisches Idiom.

Dieser «Übersetzungsprozess» habe sich sowohl im übertragenen als auch im wörtlichen Sinn vollzogen, wie der Historiker Richard Storr zwei Jahre zuvor in seiner Monographie *The Beginnings of Graduate Education in America* (1953) zu zeigen versuchte. Im Zusammenhang mit seiner Schilderung der Bemühungen des in Deutschland geborenen Philologen Charles Beck, in den 1830er-Jahren in Harvard ein Forschungsseminar nach deutschem Muster zu errichten, bemerkte Storr, dass die Amerikaner die Verbindungen nicht nachvollziehen konnten, die Beck zwischen der Philologie, der Philosophie und der allgemeinen «humanistischen»

Tradition herzustellen hoffte: «In the German universities from which Beck derived his ideas, philosophy was closely allied to philology, and the study of both was regarded as essential to the training of teachers. To Beck who had firsthand knowledge, the German system presumably made the sense that familiar customs do; to native[-born] Americans, possessed of no profound understanding of foreign institutions, they might well have been confusing. The fact that Harvard usage varied suggests that German terminology had yet to be naturalized. Until it was, the effort to reform American institutions after the German pattern would have its semantic pitfalls.» Storr äusserte sich nicht darüber, ob Becks «Wissen aus erster Hand» seines Erachtens auf die Tatsache zurückzuführen war, dass er an einer deutschen Universität studiert hatte, oder darauf, dass er Deutscher war. Falls die Ausbildung an einer deutschen Universität das notwendige Wissen gewährleistete, hätten wohl Becks in Deutschland ausgebildete Kollegen in Harvard wie etwa der Philologe George Ticknor seine «fremden» Ideen verstehen können; waren aber Becks Ideen nur für echte Deutsche nachvollziehbar, so wären wohl jegliche Bemühungen, Harvard «nach deutschem Muster» zu reformieren, zum vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen (Storr 1953, S. 165).[11]

In seiner Schilderung der Anfänge der Hochschulbildung in den USA hob Storr immer wieder das Bestreben der Amerikaner hervor, eine spezifisch *amerikanische* Institution für höhere Studien zu schaffen. Seines Erachtens wurde der Wunsch nach einer solchen Einrichtung immer stärker, je mehr Amerikaner in Europa studierten: «Reliance upon Europe became hateful as the absolute number of Americans attending foreign institutions increased. Patriotism demanded an American university without denying the undoubted academic preeminence of European universities. Their excellence was a challenge and an inspiration. ... The urgency of this situation produced the atmosphere in which the first traditions of graduate education [in America] emerged» (ebd., S. 30). Über einen «internationalen Bildungswettbewerb» wurde zwar in historischen Abhandlungen über die Anfänge der amerikanischen Universitäten – sowohl im 19. als auch im 20. Jahrhundert – immer wieder berichtet, doch beruht Storrs Darstellung auf zwei seltsamen Behauptungen: Erstens, dass die amerikanischen Studenten ausländische Institutionen gleichzeitig bewunderten und hassten, und zweitens, dass sie sich genau in dem Moment von diesen Institutionen zu lösen versuchten, als sie am meisten von ihnen angezogen wurden. Diese Behauptungen geben aber keine Antwort auf die Fragen, was die Amerikaner im Ausland zu lernen hofften, das sie zu Hause nicht lernen konnten, und was sie nach ihrer Rückkehr in die USA mit den aufgenommenen «fremden» Ideen anzufangen beabsichtigten, denn schliesslich mussten ja – gemäss Becks Erfahrungen – «fremde» Ideen erst einmal «eingebürgert» werden, damit sie verstanden wurden.

Trotz seiner Aussage «Patriotism demanded an American university», behauptete Storr gleichwohl (ebenso wie Flexner), dass keine allgemein verbindliche Definition darüber existiere, was eine «amerikanische» Universität sei. Zur Begründung erklärte er: «No single philosophy of education determined American thinking, nor did any single purpose give form to graduate study» (ebd., S. 131). Während sich deutsche Universitäten im Wesentlichen alle glichen, besässen amerikanische Hochschulen keine starren oder einheitlichen nationalen Merkmale. Diese Vorstellung einer vielfältigeren, formloseren, stärker örtliche Merkmale verkörpernden oder flexibleren amerikanischen Universität war in den 1960er-Jahren sehr beliebt. So argumentierte Frederick Rudolph in seinem Buch *The American College and University: A History* (1962), dass die Amerikaner, auch wenn das Ideal der Forschungsuniversität nun an Boden gewinne, nicht eine einzig richtige Antwort auf die Frage «Was ist eine amerikanische Universität?» bereit hätten. «For, as in its people, its geography, its churches, its economic institutions, the United States in its universities was to reveal a remarkable diversity, an unwillingness to be categorized, a variety that would encompass differences in wealth, leadership, public influence, regional needs» (Rudolph 1962, S. 331f.). Aber obwohl Rudolph die Idee einer einzig wahren «amerikanischen» Universität verwarf, wies er dieser Institution dann doch eine übergreifende nationale Zielsetzung zu. Er paraphrasierte in zustimmendem Sinne die Worte von Lyman Abbott, der 1906 schrieb: «The way to understand the American university was to contrast it with its English and German prototypes. The English university, he concluded, revolved around culture, the production of gentleman aristocrats. The German university found its life not so much in culture as such but in scholarship, in erudition, in the production of scholars. The American university, the symbol of which [was, at the time,] located in the new University of Chicago, he saw as a place where the emphasis was placed neither on culture nor on scholarship but on service – on the preparation of young Americans for active lives of service» (ebd., S. 356).[12]

Da er der Versuchung nicht widerstehen konnte, der amerikanischen Universität einen klaren nationalen Zweck zuzuschreiben, folgerte Rudolph, sie verkörpere «a reconciliation (...) between the English and the German, between the humanistic and the scientific» (ebd., S. 453). Der Kern dieses Kompromisses war für Rudolph die Idee des Dienstes an der Nation. Eine wachsende Zahl von Historikern begann jedoch Anfang der 1960er-Jahre, den Gebrauch oberflächlicher nationaler Charakterisierungen zur Beschreibung der Entwicklung der Hochschulen in Europa und Amerika zu kritisieren. Sie wiesen etwa darauf hin, dass die deutschen Universitäten sich nicht ausschliesslich für ein naturwissenschaftlich orientiertes Gelehrtentum (im Sinne

der Konzentration auf praktische Ergebnisse) engagierten, und dass englische Universitäten nicht per se gegen empirische Forschung eingestellt waren. Obwohl diese nuancierteren Darstellungen der europäischen Vorbilder sicher hilfreich waren, führten sie nicht zur Schlussfolgerung, dass im Ausland studierende Amerikaner die Institutionen, denen sie begegneten, wirklich *verstanden.* In Tat und Wahrheit betonten Historiker in den 1960er-Jahren in ihrer Beschreibung der amerikanischen Studenten in Übersee weiterhin das Thema der intellektuellen und kulturellen Unergründlichkeit. So vermittelte beispielsweise Laurence R. Veysey in seinem viel gelesenen Buch *The Emergence of the American University* (1965) durchweg den Eindruck, dass die amerikanischen Studenten nicht fähig gewesen seien, das Wesen der deutschen Wissenschaftsideale oder Gelehrtenpraxis zu erfassen. «During the final quarter of the nineteenth century, few academic Americans who embraced the ideal of scientific research failed to acknowledge an intellectual debt to an explicitly German style of educational experience. For this reason, it is important to point out certain of the discrepancies that existed between actual developments within the German universities and the manner in which Americans believed they were being influenced by Germany» (Veysey 1965, S. 126).

In direkter Bezugnahme auf die Charakterisierung der deutschen Universitäten als im Dienst der angewandten Forschung stehende Institutionen erklärte Veysey unmissverständlich: «The German university of the mid-nineteenth century did not reflect anything like an uncompromising spirit of positive science.» Eine bevorzugte Stellung räume die deutsche Universität vielmehr Gebieten wie der Philologie, Philosophie, Geschichte und politischen Ökonomie ein – Disziplinen, die sich besonders eigneten für die Verfahren der humanistischen Textanalyse und der idealistischen (vor allem hegelianischen) philosophischen Untersuchung. «Aspiring Americans who visited Germany and returned with the phrase ‹scientific research› on their lips compounded this phrase from elements of German theory and practice which had very different contexts in their original habitat. The German ideal of ‹pure learning› [either in the form of *Wissenschaft* or in the form of *Bildung*, AN], largely unaffected by utilitarian demands, became, for many Americans, the notion of ‹pure science,› with methodological connotations which the conception had often lacked in Germany» (ebd., S. 127). So wertvoll Veyseys adäquatere neue Charakterisierung der deutschen Universität als einer den Humanstudien zugeneigten Institution auch war, legte sie doch nicht den Schluss nahe, dass Amerikaner, die an deutschen Universitäten immatrikuliert waren, Bedeutung oder Stellenwert der humanistischen Studien nach *deutschen* Begriffen erfassten.

Nach Meinung Veyseys hatten sowohl die amerikanischen Studenten als auch die Historiker, die über sie zu schreiben versuchten, das Wesen des humanistischen Gelehrtentums in Deutschland im frühen 19. Jahrhundert missverstanden. Ursache dieses Missverständnisses war nach seiner Auffassung die Tatsache, dass deutsche Begriffe wie *Bildung* und *Wissenschaft* in einer amerikanischen Umgebung buchstäblich keinen Sinn ergaben.[13] Im selben Jahr, in dem Veysey sein Buch veröffentlichte, erforschte der Historiker Jurgen Herbst die Implikationen dieser Idee in seinem hervorragenden Werk *The German Historical School in American Scholarship: A Study in the Transfer of Culture* (1965). Obwohl Herbst die Fähigkeit der Amerikaner, deutsche Theorien im Bereich von Geschichte, Philosophie, Theologie, Soziologie und politischer Ökonomie zu verstehen, positiver als Veysey beurteilte, hielt er doch dafür, dass sich deutsche Theorien nicht leicht in die amerikanische Bildungspraxis übersetzen liessen. «When the ideas proved difficult to assimilate to American conditions, the scholars sought to modify or discard them, only to realize that their scholarly equipment, torn from its ideological setting, would no longer serve until a new context of ideas could be developed» (Herbst 1965, S. 232). Wie seine Vorgänger war Herbst der Meinung, dass unterschiedliche Ideen in unterschiedliche nationale Zusammenhänge passten und ausserhalb ihres ursprünglichen «Habitats» nicht lebensfähig seien. Seiner Ansicht implizit ist die Vorstellung, dass Ideen effektiv eine Nationalität besitzen – in dem Sinne, dass Ideen ihren nationalen Herkunftsbereich nicht, oder zumindest nicht ohne Änderung ihrer ursprünglichen Form, überschreiten können.

Nach Herbsts Ansicht übernahmen die Amerikaner möglicherweise sehr wohl, was ihre deutschen Mentoren sie lehrten, waren jedoch nicht im Stande, das Gelernte *intakt* in einen neuen nationalen Kontext zu überführen. In einem *The Science of History and Politics* überschriebenen Kapitel fragt Herbst rhetorisch: «What, after all, was this German historical *Wissenschaft* [ordinarily translated as ‹science,› but, more accurately, ‹knowledge craft›, AN] that promised so much to its American devotees?» Herbsts Antwort darauf ist verblüffend, nicht weil sie der *Wissenschaft* die deutsche Herkunft abspricht, sondern sondern weil sie diesem Begriff gleichzeitig noch *andere* nationale Ursprünge zuweist. «Insofar as it was scientific, it was not much more than training in the methods of empirical research and inductive generalization. As such, it was not peculiarly German but was known in England and France as well» (ebd., S. 124). Nach Herbst waren es nicht ihre analytischen Methoden, die die *Wissenschaft* «deutsch» machten, sondern ihre Anwendung auf die deutsche (und insbesondere preussische) Staatskunst. Die Idee der *Wissenschaft* «derived its particular German aura from the success of the mid-nineteenth century German universities in making historical scholarship into a specialized profession (...) [a profession] caught up in the drama of Prussia's rise to power in Central Europe»

(ebd., S. 124f.). Mit anderen Worten, das Gelehrtentum, dem die Amerikaner in Deutschland begegneten, war nicht wegen seiner analytischen *Methode*, sondern aufgrund seiner politischen *Anwendung* nationalistisch. Und gerade diese Anwendung des humanistischen Gelehrtentums für nationalistische Zwecke war es, zumindest nach Herbsts Auffassung, was die Amerikaner, die an deutschen Universitäten studierten, am meisten faszinierte.

Herbst legte dar, wie sich der amerikanische Historiker George Bancroft – gefolgt von Herbert Baxter Adams und John Burgess – die Idee des historischen Gelehrtentums als Werkzeug der nationalen Identitätsbildung zu eigen machte. Gleichzeitig aber war Herbst gespalten im Bezug auf das Ausmass, in welchem die Amerikaner «deutsche» nationalistische Ideologien assimilieren konnten (oder sollten). Diese Ambivalenz führte zu einer verblüffenden Schlussfolgerung, was die Fähigkeit der Amerikaner betrifft, die Arbeit ihrer deutschen Mentoren zu verstehen: «Had they really grasped the *Ideengeschichte* of Humboldt and Ranke, they would have realized that not only the facts but the ideas of American history had to come from American sources. When they mixed American facts with German ideas, they could not but founder upon the shoals of cultural diversity» (ebd., S. 128). Aber Herbsts Sichtweise der amerikanischen Auslandstudien scheint mit sich selber im Widerspruch zu stehen. Einerseits impliziert sie, dass die Amerikaner ihre deutschen Mentoren nicht verstehen konnten. Anderseits unterstellt sie, dass diese, wenn sie ihre deutschen Mentoren verstanden *hätten*, zu Hause geblieben wären und gar nicht erst im Ausland studiert hätten, da ja alles, was zu wissen sich lohnte bzw. alles, was zu wissen überhaupt möglich war, «aus amerikanischen Quellen stammen» musste. Wären die amerikanischen Studenten aber einfach zu Hause geblieben und hätten sich nicht den Werken von Humboldt oder Ranke ausgesetzt, so hätten sie logischerweise die Ideen dieser deutschen Gelehrten nicht «wirklich verstehen» können.

Auch wenn eine solche Interpretation verwirrend erscheinen mag, steht sie in historischen Darstellungen der Auslandstudien von Amerikanern im 19. Jahrhundert nicht einzig da. Das Thema der unerforschlichen – oder kulturell unverständlichen bzw. national unverträglichen – Ideen beherrscht auch die Arbeit des oben erwähnten Carl Diehl, der in seinem oft zitierten Buch *Americans and German Scholarship, 1770–1870* (1978) untersuchte, wie sich verschiedene amerikanische Studenten, unter anderen William Dwight Whitney, – in Diehls Augen vergeblich – bemühten, die neuhumanistischen Grundsätze hinter dem deutschen Gelehrtentum, insbesondere im Bereich der Philologie, zu ergründen. «The study of the experiences of American students in German universities provides an example of near-perfect discontinuity. Except for the smallest handful among them, these Americans did not have any inkling of the kind of scholarship that awaited them» (Diehl 1978, S. 3). Amerikaner, die die nationalistischen Ziele der deutschen Philologie aber erkannten, lehnten laut Diehl diese Forschung ab. «Americans, far from assimilating German scholarship, experienced grave doubts and anxieties about it (...). The first generation of Americans to study in German universities seems not to have absorbed very much of German learning» (ebd., S. 149).

Diehl legte den Hauptakzent unmissverständlich auf die Unfähigkeit der Amerikaner, die Ideen, denen sie in den deutschen Universitäten begegneten, zu verstehen. «Approaching their German studies with a doggedly practical spirit, the Americans remained essentially closed to the original humanistic purposes of the German philology» (ebd., S. 150). Möglicherweise verkannte Diehl aber die tiefer reichenden Implikationen seiner Interpretation – insbesondere was die Einsicht in die Ziele der deutschen Philologiestudien im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert betrifft. Wie Diehl darlegte, war das Kernstück des damaligen neuhumanistischen Gelehrtentums das gründliche Studium alter Texte. Deutsche Philologen, die alte Texte interpretierten, beanspruchten für sich die Fähigkeit, in die Kulturen, aus denen heraus diese Texte entstanden waren, einzutauchen und in der Folge die wesentlichen Qualitäten ferner Zivilisationen zu verstehen. Sie behaupteten laut Diehl «to enter the ‹spirit› of that culture, to understand its particular cultural forms, its characteristic ‹genius,› and its individual contribution to the development of humanity» (ebd., S. 12).[14] Solche Behauptungen waren bedeutsam, denn wenn Philologen aufgrund gelehrter Bemühungen tatsächlich *in den Geist anderer Kulturen einzudringen* vermochten, dann erschien es auch plausibel, dass amerikanische Gelehrte ihrerseits *in den Geist der deutschen akademischen Forschung eindringen und ihre kulturellen Formen, ihr charakteristisches Genie und ihren Beitrag zur Entwicklung der Menschheit verstehen* konnten. Mit anderen Worten, man sollte meinen, die Verfahren des kulturübergreifenden Verstehens, die die neuhumanistische Forschung im frühen 19. Jahrhundert bestimmten, hätten gleichermassen das kulturübergreifende Verständnis der amerikanischen Studenten begünstigen können, die diese Verfahren in Deutschland erlernten.

Diehl vertrat jedoch beharrlich den Standpunkt, dass «American students pulled back from a complete acceptance of German academic and scholarly values. ... Though appreciating the work of the most daring and advanced scholarship, they disavowed such endeavors. They saw the German academic system as an alien thing, an alien trade. ... Having been tempted by it, American [students, AN] made the modern form of scholarship as it developed in Germany an alien thing» (ebd., S. 100). Darin lag jedoch das grundsätzliche Dilemma bei der Interpretation der kulturübergreifenden Erfahrungen der amerikanischen Studenten im 19. Jahrhundert. Wenn sie die alten Kulturen, die sie

studierten, verstehen konnten, warum konnten sie dann die deutsche Kultur nicht verstehen, die sie aus erster Hand kennen lernten? Der strittige Punkt bei Diehls Interpretation der Erfahrungen amerikanischer Studenten in Deutschland ist die Frage, ob ein kulturenübergreifendes Verständnis, wie es die amerikanischen Gelehrten suchten, wenn sie alte Sprachen und Kulturen studierten, überhaupt *möglich* war. Wenn Diehl schrieb: «American students seem not to have learned any of the startling new philological techniques which in many cases they had gone to Germany expressly to assimilate», so implizierte er nicht nur, dass die Amerikaner ihre deutschen Mentoren nicht verstehen konnten, sondern auch dass ihnen eben die Eigenschaft fehlte, die das deutsche neuhumanistische Gelehrtentum von ihnen verlangte, die Fähigkeit nämlich, ihre eigenen kulturellen oder nationalen Gesichtspunkte lange genug oder vollständig genug ausser Acht zu lassen, um eine «fremde» Kultur aus ihr selbst heraus zu verstehen.

Diehls Analyse legt somit den Schluss nahe, dass das, was die Amerikaner daran hinderte, das deutsche Gelehrtentum im frühen 19. Jahrhundert zu verstehen, nicht eine abstossende oder ausschliessende Wirkung des damaligen deutschen Nationalismus, sondern vielmehr eine zum vornherein vorhandene Wirkung des *eigenen* amerikanischen Nationalismus war – eines Nationalismus, in dessen Augen «fremde» Ideen nicht nachvollziehbar und darum wohl automatisch für Amerikaner unzugänglich waren. Hier können die Erfahrungen, die William Dwight Whitney in den 1850er-Jahren an der Universität Berlin machte, einiges Licht auf Natur und Zweck der Auslandstudienaufenthalte amerikanischer Studenten werfen. Bald nach seiner Ankunft in Berlin gelang es Whitney, seinen Landsleuten auszuweichen und bei einigen der führenden europäischen Gelehrten ein gründliches Sanskritstudium zu beginnen. In einer Zeit, da man die Philologie als eine Art Fenster betrachtete, das den Zugang zum «Geist» alter Kulturen ermöglichte, wurde Whitney zu einem international anerkannten Sanskritexperten, der sich in den vedischen Texten auskannte und sich die neuesten Entdeckungen im Bereich des Persischen, Arabischen, Ägyptischen, Koptischen, Hebräischen, Griechischen, Assyrischen, Phönizischen und Lateinischen sowie des Altenglischen, Althochdeutschen und Altfranzösischen aneignete. Von der Begeisterung seiner deutschen Mentoren für die Entwicklung alter Sprachen und Kulturen angesteckt, erwarb er 1853 seinen Doktorgrad und nahm sogleich einen Ruf nach Yale an, wo er ein Graduiertenprogramm in «philologischer Wissenschaft» einführte und aktiv an den Protokollen der *American Oriental Society* mitwirkte, die zehn Jahre zuvor als erste, einem spezifischen Fachbereich gewidmete Akademikervereinigung Amerikas gegründet worden war.

Whitney befasste sich jedoch nicht ausschliesslich mit der Erforschung des Sanskrit, sondern verwendete auch einen beträchtlichen Teil seiner Zeit und Energie auf das Studium des modernen amerikanischen Englisch. In den 1860er-Jahren wirkte er an den Vorarbeiten zur fünften revidierten Ausgabe Noah Websters berühmtem *American Dictionary of the English Language* mit und in den 1880er-Jahren gab er das mächtige sechsbändige *Century Dictionary: An Encyclopedic Lexicon of the English Language* heraus, damals das etymologisch vollständigste Wörterbuch in irgendeiner Sprache, das je in den USA publiziert worden war. Diese beiden Wörterbücher trugen im 19. Jahrhundert zu einer breiteren Bewegung zur Kodifizierung einer spezifisch «amerikanischen» Version der englischen Sprache bei, wobei die amerikanischen Besonderheiten bezüglich Schreibweise, Aussprache und Sprachgebrauch sowie regionale und umgangssprachliche Varianten verzeichnet und erläutert wurden. Whitney stellte sein philologisches Fachwissen bereitwillig in den Dienst dieser Projekte, die er in mancherlei Hinsicht effektiv als Erfüllung seiner wissenschaftlichen Ausbildung betrachtete, die er in Deutschland erhalten hatte. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten deutsche Gelehrte philologische Verfahren verwendet, um das kulturelle und sprachliche Erbe des deutschen Volkes zu erforschen und gleichzeitig das Anliegen einer politisch geeinten deutschen Republik zu fördern. Whitney folgte ihrem Beispiel, indem er seine eigenen philologischen Fachkenntnisse nutzte, um ein einheitlicheres amerikanisches Nationalgefühl zu kultivieren. Nach seiner Auffassung entsprach diese Aufgabe einer nationalen Pflicht: Von seinen deutschen Mentoren hatte er gelernt, dass keine Republik überlebensfähig war ohne gemeinsame Sprache, mit der sie die gemeinsamen Interessen vertreten konnte, und er hoffte, zum Erfolg der noch jungen amerikanischen Nation beizutragen.

Es liegt auf der Hand, dass Whitney die nationalistischen Ziele erkannte, die den Forschungen seiner deutschen Mentoren zu Grunde lagen. Er erwies sich als gelehriger Schüler, nicht nur was die Vervollkommnung seines Fachwissens als Sanskritexperte betraf, sondern auch indem er lernte, den Beziehungen zwischen Sprache und Nation in vergangenen und in modernen Zeiten grosse Bedeutung beizumessen. Gleichzeitig barg diese «Lektion» jedoch einen Widerspruch in sich: Obwohl sie die Frucht eines Nationen und Kulturen übergreifenden Austausches war, schärfte sie gleichzeitig Whitneys Bewusstsein seiner eigenen nationalen Identität. Die Methoden der neuhumanistischen philologischen Forschung, die zu erlernen er nach Deutschland gekommen war, gingen (seit J.G. Herder) von der Prämisse aus, dass Gelehrte «fremde» Kulturen oder «fremde» Texte, denen sie begegneten, nur aus einem an ihre eigene nationale Identität gebundenen Blickwinkel verstehen konnten. Wenn also Whitney lernte, was ihn seine deutschen Mentoren lehrten, so war ihm dies nur als Amerikaner möglich, und wenn er Kenntnisse der

altindischen Kultur erwarb, so konnte er dies nur aus einer amerikanischen Perspektive tun. Weder Whitney noch seine deutschen Mentoren hatten jemals Zweifel an ihrer Fähigkeit, die wesentlichen Bedeutungen der alten Sanskrittexte zu erfassen. Sie waren überzeugt, dass allein eine detaillierte Textanalyse sie zu einem genauen Verständnis alter Zivilisationen führen würde, und glaubten, dass sie ihre Verfahren Studenten vermitteln konnten, die ihrerseits weitere Entdeckungen machen würden, um zu einem immer vollständigeren und adäquateren Verständnis der Vergangenheit zu gelangen. Und doch war es für Whitney ausgemacht, dass seine eigenen Studenten lernen würden, philologische Forschung nicht als Deutsche, sondern als Amerikaner zu betreiben, weil ihre nationale Identität – wie seine eigene – eine unausweichliche Tatsache war.

Die Lehre, die wir aus Whitneys Geschichte ziehen können, ist die, dass die *Identität* einen unverzichtbaren Erkenntnisfilter in der modernen Welt darstellt. In den Jahren, da Whitney seine Laufbahn als Philologe begann, hatte sich die Ansicht durchgesetzt, dass sich die Arbeit jedes Gelehrten innerhalb eines Kontextes nationaler Identitäten entfalte. Die Nationalstaaten waren zum Bezugsrahmen für *jegliches* Wissen geworden, und die Nationalität wurde als unwandelbarer Einflussfaktor in der Entwicklung menschlichen Denkens betrachtet. Obwohl Whitney selber die Auswirkungen dieses nationalistischen Moments nicht voraussehen konnte (dafür war er zu sehr darin involviert), sollte dieses sich als ausserordentlich folgenschwer erweisen. Es implizierte, dass künftig *alle* Gelehrten und ihre Schüler in Nationalstaaten abgekapselt festsitzen würden, und nationalistische Beweggründe sollten im Lauf des nächsten Jahrhunderts völlig selbstverständlich als unvermeidliches Merkmal jeglicher modernen Forschung hingenommen werden. Verflogen waren aufklärerische Hoffnungen auf weltbürgerlichen Universalismus, ausgeträumt romantische Träume wahrhaft nationenübergreifender Gedanken. Oder wie es der deutsche Kritiker Max Boehm 1932 formulierte: «Cosmopolitanism as a mental attitude always manifests itself in the form of a compromise with nationalism» (Boehm 1932, zitiert in: Schlereth 1977).[15] Und dies war die Tragik von Whitneys Generation jener Akademikern, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts im Ausland studiert hatten. Sie waren wohl die ersten, bei denen angesichts der Rolle, die die Nationalität für die akademische Forschung spielte, gewisse Zweifel aufkamen – Zweifel, die bis auf den heutigen Tag fortbestehen. Können Gelehrte verhindern, dass Nationalität oder nationale Gesichtspunkte ihre Arbeit beeinflussen? Vielleicht nicht. Möglicherweise ist selbst der in diesem Artikel unternommene Versuch, zum Zwecke eines echten nationenübergreifenden Verständnisses gedanklich in ein anderes zeitliches und örtliches Milieu einzutauchen, durch die «Falle», die die nationale Identität für den Autor selbst wieder darstellt, unweigerlich korrumpiert und verfälscht worden. Obwohl Letzterer sich – wie seine neuhumanistischen Vorgänger – dieses Risikos bewusst ist, hofft er, dass er es vermieden habe.

1 Die Forschungen für diese Studie wurden durch folgende Institutionen grosszügig unterstützt: National Academy of Education/Spencer Postdoctoral Fellowship Program, International Institute and Center for European Studies at the University of Wisconsin-Madison, Wisconsin Center for the Advancement of Postsecondary Education.

2 Dies zeigt den essentialistischen Bezugsrahmen, der noch in der Formulierung dieser Frage und auch im Verweis auf das «amerikanische Gelehrtentum» im Titel dieser Arbeit iteriert wird.

3 Ein Problem bei der Charakterisierung der «deutschen» Universität in dieser Epoche (und der Grund, weshalb hier das Wort in Anführungzeichen gesetzt wird) steht im Zusammenhang mit der Tatsache, dass es vor 1871 kein national geeintes «Deutschland» gab. Die Idee einer «deutschen» Universität war damals erst im Werden. Dass die Geschichtsschreiber des 20. Jahrhunderts nahezu einhellig diese Bezeichnung verwenden, zeugt vom phänomenalen Erfolg des deutschnationalen Projekts in der damaligen Epoche. Wesentlich zutreffender wäre es, die genaueren Bezeichnungen «preussisch» für die Universität Berlin und «hannoveranisch» für die Universität Göttingen zu verwenden. In letzterem Falle würde diese Bezeichnung allerdings den kulturell-politischen Interpretationsrahmen verkomplizieren, da während der ganzen Epoche, die in diesem Artikel zur Diskussion steht, der hannoveranische Kurfürst der britische Throninhaber (von Georg II über Georg III, Georg IV, Wilhelm IV bis zu Victoria) war.

4 Ironischerweise sollten einige dieser Studenten später selber im Ausland studieren.

5 Vgl. auch Hobsbawm 1990; Seton-Watson 1977; Wallerstein 1974; Gellner 1983; Bhabha 1990; Shell 1993.

6 Für ähnliche Interpretationen des amerikanischen Exzeptionalismus vgl. Greenfeld 1992; Rossiter 1971; Wilkinson 1988. Für eine Kritik dieses Exzeptionalismus vgl. die Aufsätze in Bender 2002 und Potter 1973.

7 Die historische und sonstige wissenschaftliche Literatur über die Entstehung des Nationalismus im 18. und 19. Jahrhundert ist fast unüberblickbar. Für weitere Informationen zu diesem Gegenstand im Bezug auf die USA vgl. etwa Commager 1975; Zelinsky 1988; Kramer 1998; Kohn 1957; Waldstreicher 1997.

8 Siehe auch Thwing 1897; Paulsen 1895; Hart 1874.

9 Angesichts Flexners Verneinung der Übertragbarkeit nationaler Universitätstypen fragt man sich, weshalb er meinte, dass die Amerikaner überhaupt versuchen sollten, «deutsche» Konzepte der angewandten Forschung zu beherrschen.

10 Vgl. auch Hofstadter/Hardy 1952 und Brubacher/Rudy 1958.

11 Für eine zur gleichen Zeit wie Storrs Werk veröffentlichte, aber über die Grenzen der Universität hinausreichende Interpretation der deutschen Einflüsse in der amerikanischen Kultur des 18. und 19. Jahrhunderts vgl. Pochmann 1957.

12 Rudolph war etwas gespalten, was die Angemessenheit von Abbotts Charakterisierung der amerikanischen Universität betraf, doch glaubte er weiterhin an die Bedeutsamkeit nationaler Unterschiede. Er schrieb: «Conceivably, Abbott was not defining the American university so much as he was delineating characteristic differences among various national cultures, and it may well be that the time when he wrote had more to do with his discovery of the service ideal [in the Progressive Era generally] than [it had to do with] any intrinsic outlook of the American university» (Rudolph 1962, S. 356).

13 Vgl. Bruford 1975. Für eine zur gleichen Zeit wie Veyseys Werk veröffentlichte, aber auf eine spätere historische Epoche bezogene Darstellung des auf der Medizinerausbildung basierenden geistigen Austausches vgl. Bonner 1963.

14 Für weitere Informationen zum neuhumanistischen Gelehrtentum in Deutschland in dieser Periode vgl. Jarausch 1980.

15 Für Informationen zum Niedergang des kosmopolitischen Ideals im Gelehrtentum des 20. Jahrhunderts vgl. Clifford 1988.

Literatur

Anderson, Benedict: Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism. London: Verso Press 1983

Bender, Thomas J. (Hrsg.): Rethinking American History in a Global Age. Berkeley: University of California Press 2002

Bhabha, Homi K. (Hrsg.): Nation and Narration. London: Routledge 1990

Boehm, Max Hilbert: «Cosmopolitanism». In: The Encyclopedia of the Social Sciences. New York 1932, S. 4–460

Bonner, Thomas Neville: American Doctors and German Universities: A Chapter in International Intellectual Relations, 1870–1914. Lincoln: University of Nebraska Press 1963

Brubacher, John S./Rudy, Willis: Higher Education in Transition: An American History, 1636–1956. New York: Harper 1958

Bruford, Walter H.: The German Tradition of Self-Cultivation: ‹Bildung› from Humboldt to Thomas Mann. New York: Cambridge University Press 1975

Clifford, James: The Predicament of Culture: Twentieth-Century Ethnography, Literature, and Art. Cambridge: Harvard University Press 1988

Commager, Henry Steele: Jefferson, Nationalism, and the Enlightenment. New York: G. Braziller 1975

Diehl, Carl: Americans and German Scholarship, 1770–1870. New Haven: Yale University Press 1978

Flexner, Abraham: Universities: American, English, German (1930). New York: Teachers College Press 1967

Gellner, Ernest: Nations and Nationalism. Ithaca: Cornell University Press 1983

Greenfeld, Liah: Nationalism: Five Roads to Modernity. Cambridge: Harvard University Press 1992

Hart, James Morgan: German Universities: A Narrative of Personal Experience, Together with Recent Statistical Information, Practical Suggestions, and a Comparison of the German, English, and American Systems of Higher Education. New York: Putnam 1874

Herbst, Jurgen: The German Historical School in American Scholarship: A Study in the Transfer of Culture. Ithaca: Cornell University Press 1965

Hobsbawm, Eric J.: The Age of Revolution, 1789–1848. New York: Mentor Press 1964

Hobsbawm, Eric J.: Nations and Nationalism since 1780: Programme, Myth, Reality. New York: Cambridge University Press 1990

Hofstadter, Richard/Hardy, C. Dewitt: The Development and Scope of Higher Education in the United State. New York: Columbia University Press 1952

Hofstadter, Richard/Metzger, Walter: The Development of Academic Freedom in the United States. New York: Columbia University Press 1955

Iggers, Georg G.: The German Conception of History: The National Tradition of Historical Thought from Herder to the Present. Middletown: Wesleyan University Press 1968

Jarausch, Konrad H.: Die neuhumanistische Universität und die bürgerliche Gesellschaft, 1800–1860. In: Darstellungen und Quellen zur Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im 19. und 20. Jahrhundert 11(1980), S. 11–58

Kohn, Hans: American Nationalism: An Interpretive Essay. New York: MacMillan 1957

Kramer, Lloyd: Nationalism: Political Cultures in Europe and America, 1775–1865. New York: Twayne Publishers 1998

Onion, The: Semester Abroad Spent Drinking With Other American Students 38(14–20 February 2002)No1

Paulsen, Friedrich: The German Universities: Their Character and Historical Development. Edward Delavan Perry (trans.). New York: MacMillan 1895

Pochmann, Henry A.: German Culture in America: Philosophical and Literary Influences, 1600–1900. Madison: University of Wisconsin Press 1957

Potter, David M.: The Historian's Use of Nationalism and Vice Versa. In: Don E. Fehrenbacher (Hrsg.): History and American Society: Essays of David M. Potter. New York: Oxford University Press 1973, S. 60–108

Rossiter, Clinton: The American Quest, 1790–1860: An Emerging Nation in Search of Identity, Unity, and Modernity. New York: Harcourt Brace Javonovich 1971

Rudolph, Frederick: The American College and University: A History. New York: Alfred A. Knopf 1962

Schlereth, Thomas J.: The Cosmopolitan Ideal in Enlightenment Thought: Its Form and Function in the Ideas of Franklin, Hume, and Voltaire, 1694–1790. Notre Dame: University of Notre Dame Press 1977

Seton-Watson, Hugh: Nations and States: An Enquiry into the Origins of Nations and the Politics of Nationalism. Boulder: Westview Press 1977

Shell, Marc: Children of the Earth: Literature, Politics, and Nationhood. New York: Oxford University Press 1993

Storr, Richard J.: The Beginnings of Graduate Education in America. Chicago: University of Chicago Press 1953

Thwing, Charles F.: The American College in American Life. New York: G. P. Putnam's Sons 1897

Thwing, Charles F.: The American and the German University: One Hundred Years of History. New York: The MacMillan 1928

Turner, Steven: The Prussian Universities and the Research Imperative. Unpublished doctoral dissertation, Princeton University 1973

Veysey, Laurence: The Emergence of the American University. Chicago: University of Chicago Press 1965

Waldstreicher, David: In the Midst of Perpetual Fetes: The Making of American Nationalism, 1776–1820. Chapel Hill: University of North Carolina Press 1997

Wallerstein, Immanuel: The Modern World System. New York: Academic Press 1974

Wallerstein, Immanuel: Unthinking Social Science: The Limits of Nineteenth-Century Paradigms. Cambridge, England: Polity Press 1991

Wilkinson, Rupert: The Pursuit of American Character. New York: Harper and Row 1988

Zelinsky, Wilbur: Nation into State: The Shifting Symbolic Foundations of American Nationalism. Chapel Hill: University of North Carolina Press 1988

Übersetzung aus dem Amerikanischen: Ernst Grell, Basel